

I

Dietrich Harth **Einleitung: Strukturprobleme der Literaturwissenschaft**

1. Wissenschaft in der imaginären Universalbibliothek

Beginnen wir mit einem Gedankenspiel. Gesetzt den Fall, wir hätten bis heute ohne Literatur gelebt, wir wären demnach – wie die Kulturhistoriker gern versichern – relativ kulturlos. Denn ohne Literatur hätten wir keine allgemein akzeptierte Schrift- und Hochsprache, wir verfügten zwar über Mythen, nicht aber über Geschichte und müßten auf kodifizierte Rechtsverfassungen ebenso verzichten wie auf die kamealistischen Exerzitien der Bürokratie. Haben wir doch vom Ethnologen gelernt, daß die Schrift, jene notwendige Voraussetzung und Folge der Literatur, in der von uns gehandhabten rationalen Form eine Erfindung der in den frühen Hochkulturen wirtschaftenden und verwaltenden Beamten war. Mehr noch: wir besäßen keine Weltreligionen, die auf der Voraussetzung der Schrift und ihrer Wiederholbarkeit beruhen und daher mit Recht Buchreligionen genannt werden. Und damit entfielen auch das Priesteramt der Textauslegung.

Ohne diese kulturellen Errungenschaften, so will es das Gedankenspiel, geraten wir zu unvorstellbaren Zeiten in ein Land, das unter dem Namen »Phantasien« kürzlich wieder von sich reden machte (M. Ende, 1979). Dort betreten wir die Silberstadt Amargánth, im Tränensee Murhu gelegen, in deren Mitte sich die imaginäre Universalbibliothek erhebt, die wir als etwas Geheimnisvolles aus den phantastischen Mythen vergangener Tage kennenlernten. Anders als der Knabe Bastian werden wir nicht neue zu den alten dort archivierten Erzählungen hinzufügen, sondern uns daran machen, die vorhandenen Bücher zu lesen, um plötzlich – von einem zweifelhaften Dämon der Theorie getrieben – auf Ordnungen zu sinnen, die uns bis dahin niemals bewegten. Wir träumen davon, die

Reichtümer der Universalbibliothek zu klassifizieren, zu emendieren, zu edieren, zu interpretieren. Zu diesem Behufe sind Kriterien und Techniken der Dokumentation zu entwickeln, Grundbegriffe zu bilden, formale und inhaltliche Systeme zu entwerfen, Fachsprachen ins Leben zu rufen usw. Und das alles, um Verständigung über den neu geschaffenen Gegenstand, den wir wie durch Eingebung »Literatur« nennen, herbeizuführen und zu erhalten. Wir richten schließlich, weil wir das für vernünftig halten, eine arbeitsteilige Organisation ein. Mit einem Wort: wir errichten über der imaginären Universalbibliothek eine Arbeitsstube, die ihrerseits bald die Ausmaße und Formen einer sekundären Bibliothek annimmt, deren Literatur jedoch der in Phantasien im Überfluß vorkommenden Energie, der Imagination, gewisse mit dem Siegel der Wissenschaftlichkeit bezeichnete Riegel vorzuschieben beginnt.

Woher nehmen die Neuphantasier aber die Ingredienzien der Wissenschaft? Findige, daran gewöhnt, über die Grenzen zu schauen, importieren bald von dem außerhalb gereiften Wissen. Sie studieren dessen Genese und entdecken, daß es etwa um 1800 einen folgenreichen Ruck in den Köpfen der europäischen Intelligenz gegeben hat. Damals wurde vielen bewußt, daß mit der Französischen Revolution eine neue Zeit angebrochen war, die auf eine offene Zukunft hinsteuerte und aus dem sicheren Gleis der überkommenen metaphysischen Traditionen herausgesprungen war. Was bis dahin unter dem Begriff der Wissenschaft als gesichertes Wissen und Verfahren galt und durch die Überlieferung handfester Grundsätze seit Jahrhunderten in Geltung war, das wurde auf seine Rechtsgründe hin überprüft und kritisch umbesetzt, wenn nicht über Bord geworfen. Ein Aggregat von Kenntnissen und Fertigkeiten, das man bis dahin zu beherrschen und anzuwenden gelernt hatte, verstaubte alsbald in den Archiven der Wissenschaftsgeschichte.

In dieser Zeit schrieb Hegel im ersten Band seines *Systems der Wissenschaft*, in der *Phänomenologie des Geistes* (1807): »Das Wissen, wie es zuerst ist, oder der *unmittelbare Geist* ist das Geistlose, das *sinnliche Bewußtsein*. Um zum eigentlichen Wissen zu werden, oder *das Element der Wissenschaft*, das ihr reiner Begriff selbst ist, zu erzeugen, hat es durch einen langen Weg sich hindurch zu arbeiten. – Dieses Werden, wie es in seinem Inhalte und den Gestalten, die sich in ihm zeigen, sich aufstellen wird, wird nicht das sein, was man zunächst unter einer Anleitung des unwissenschaftlichen Bewußtseins zur Wissenschaft sich vorstellt; auch etwas anderes, als die Begründung der Wissenschaft« (S. 26). Die bis dahin gültige Bedeutung von Wissenschaft wird in dieser Passage unter die Reflexion gebeugt und auf Gründe verwiesen, die im Denken wie in den aus ihm herausgesetzten Gestalten des Geistes liegen sollen.

Das »eigentliche Wissen« oder Wissen des Wissens – und das heißt die Wissenschaft der Wissenschaften – suchte Hegel selbst auf dem langen und schwierigen Weg der philosophischen Reflexion auf. Diese Reflexion, die das »Werden des Wissens« aus seinem Begriff gleichsam herauswickelt, ist in einem nicht äußerlichen Sinne identisch mit Geschichte. In der Einheit von Reflexions- und Geschichtsbewegung spiegelt sich die neue Einsicht in die Wandelbarkeit des Eigenen wie des Vergangenen. Wandel und Bewegung aber bedeuten dem Einzelnen wie dem Kollektiv, daß was von der Gegenwart überholt wird, dem Untergang geweiht wäre, würde es nicht aufbewahrt. Da man die Gegenwart, wie Hegel lehrte, als Produkt vergangenen Geschehens zu begreifen hat, über das sich wissend nur erheben kann, wer das Vergangene noch einmal kritischen Geistes durchmuster, so folgt daraus der besondere Charakter der Wissenschaften, die mit den Zeugnissen vergangenen Lebens umgehen, die z. B. in den Bibliotheken Phantasiens und andernorts aufbewahrt werden.

Von den Schlußfolgerungen der importierten Wissenschaftsphilosophie überzeugt, richten die Bewohner Phantasiens zwei Teildisziplinen ihrer neuen Wissenschaft ein: die Disziplin des Sammelns, der Korrektur und der Überlieferung, der sie den Namen »Liebe zum Wort« auch »Philologie« geben. In dieser Teildisziplin kümmert man

sich um die Wiederherstellung der älteren Grammatik und werden die Wörterbücher vergangener Sprachstufen geschrieben, mit deren Hilfe die Phantasier die alten Geschichten lesen und deuten. Rasch sind zwei Spezialisten gefunden, die sich ganz den Aufgaben der neuen Teildisziplin widmen: Jacob und Wilhelm Grimm, beide frenetische Sammler der Volkspoesie. Die andere Teildisziplin erhält den Namen »Litterärhistorie« auch »Literaturgeschichte«. Georg Gottfried Gervinus, der den Phantasieren durch forschen Liberalismus auffällt, ernennen sie zum Vater der Disziplin. Er trägt den Gedanken der Einheit in die Wandlungen der Literatur und preist ihren Wert für die Zwecke der politischen Kultur (1835 ff.).

Die Genannten bewähren sich während der Arbeit in ihren eng benachbarten Disziplinen nicht nur als Fachleute, sondern entwickeln, wie bald entdeckt wird, einige Eigenarten, denen die Phantasier eine Korrektivkraft entgegenzusetzen rasch entschlossen sind. Diese Eigenarten sind zwar außerwissenschaftlicher Natur, reichen aber tief in die Wissenschaft hinein. So träumen die Fachleute von einer starken Einheit der phantasischen Kultur und feiern die überkommene Literatur als Hort politischer Freiheit. Ja sie attestieren der poetischen Sprache der literarischen »Denkmäler« eine Kraft und Schönheit, die sie über andere benachbarte Literaturen weit hinausheben soll. Die Phantasier jedoch haben gelernt, daß Wissenschaft der Kontrolle bedarf, um bei sich selbst zu bleiben. Deshalb richten sie alsbald eine facheigene *Methodenlehre* ein, die zuerst von einem Kopf strengen Zuschnitts, von Wilhelm Scherer (1883), vertreten wird, der die Grundsätze wertneutralen Beobachtens und der Gesetzeserkenntnis auf Philologie und Literaturgeschichte überträgt. In der Folge bleibt es nicht bei dieser Orientierung und, nachdem erst einmal ein Anfang gemacht ist, kommen und gehen andere Methodenlehren.

Mit Philologie, Literaturgeschichte und Methodenlehre haben die Phantasier zunächst einmal die Grundsteine für ihre Arbeitsstube gelegt, und wir können sie und das Gedankenspiel verlassen, um aus dem zeitlosen Raum der Universalbibliothek zu den zeitlichen Fragen der Fachstruktur zurückzukehren.

2. Ordnungen am Leitfaden der Enzyklopädie und systematischen Disziplin

Die historisch gewachsenen Organisationsstrukturen der nationalen Philologien, z. B. der Germanistik, geben einer Teildisziplin Literaturwissenschaft zwar Raum, ohne indessen der Autonomie dieser Disziplin aufzuhelfen. *Philologie, Literaturgeschichte* und *Methodenlehre* bildeten lange Zeit den anerkannten Grundriß, und erst in jüngster Zeit wurden unter dem Druck der sich emanzipierenden Linguistik Literatur- und Sprachwissenschaften innerhalb der traditionellen Fächer stärker unterschieden.

Es gehört nun zur Tradition der einzelwissenschaftlichen Autonomiebestrebungen (in den Kulturwissenschaften), die Struktur der Fachwissenschaft am Maßstab der »Enzyklopädie« zu entwickeln. Der jüngste Vorschlag in der Literaturwissenschaft (K. Weimar, 1980) folgt eben dieser Tradition und möchte der Intention nach den noch 1975 konstatierten »vortheoretischen Zustand« der Fachdisziplin (G. Pasternack, S. 9) überwinden.

Enzyklopädien sind nach unserem Verständnis Nachschlagewerke, die entweder den Umfang des gesamten Wissens darzustellen suchen – ein berühmtes Beispiel ist die von Diderot konzipierte und herausgegebene *Encyclopédie* (1751–1772) – oder den Umfang eines Faches formal wie inhaltlich beschreiben. Seit Hegels 1817 in Heidelberg publizierter *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* treten die fachwissenschaftlichen Enzyklopädien mit einem systematischen Anspruch auf. Hegel verstand seine Enzyklopädie als einen »Leitfaden« zu den philosophischen Vorlesungen, der die Übersicht des gesamten Umfanges der Philosophie enthielt, und das in ihrem »logischen Zusammenhange«.

Hegels Wissenschaftskonzeption und ihre enzyklopädische Didaxe haben Schule gemacht; und in August Boeckhs *Enzyklopädie* (1877), die übrigens auch auf einer Vorlesungsnachschrift beruht, ist noch viel von dieser Schule zu spüren. Boeckh gliedert die Philologie, die bei ihm mit der klassischen, also der Altphilologie identisch ist, in Enzyklopädie und Methodenlehre. »Die Enzyklopädie stellt das System der Wissenschaft auf, die Methodologie gibt die Art an die Theile zu studieren« (S. 49). Die Grundlagen der Philologie stellt er im

formalen Teil als »Theorie der Hermeneutik« und als »Theorie der Kritik« vor. – Ein Parallelunternehmen findet sich in der Geschichtswissenschaft. Zwischen 1857 und 1882 entwickelte Johann Gustav Droysen in einer Vorlesung, die immer feiner ausgearbeitet wurde, das bis heute lesenswerte *Organon* der Geschichtswissenschaft, um diese Disziplin als autonome zu begründen. Seine unter dem Titel *Historik* veröffentlichte und bekannt gewordene Vorlesung unterscheidet zwischen *Methodik*, *Systematik* und *Topik*. Sie behandelt unter Methodik das, was Boeckh der Enzyklopädie zuschlug: Kritik und Interpretationslehre. Systematik, das ist die Bestimmung der Geschichte, also des Gegenstands der wissenschaftlich-methodischen Forschung und die Bestimmung ihres Zwecks, der bei Droysen noch mit Aufklärung im Sinne eines gesteigerten Selbstbewußtseins und Verantwortung gegenüber den sittlichen Kräften innerhalb des geschichtlichen Handelns zusammenfiel. Die Topik ergänzt das Lehrgebäude durch eine Typologie der historiographischen Darstellungsformen.

Alle genannten Unternehmungen, sie ließen sich durch andere Beispiele vermehren, haben zweierlei gemeinsam: sie wollen erstens autonome Wissenschaftsdisziplinen begründen und verbinden zu diesem Zweck Theorie und Methodenlehre. Sie setzen zweitens die Fundierung in didaktischer Weise, nämlich in Vorlesungen durch.

Vergleichbares findet sich in den Anfängen der Literaturwissenschaft nicht. Für den Verdacht, sie habe noch gar nicht angefangen, sprechen die Grund- und Aufrisse der germanischen alias deutschen Philologie, in denen man die selbständige Disziplin Literaturwissenschaft vergebens sucht. Ganz unsystematisch zählt z. B. Stammers *Deutsche Philologie im Aufriß* (1952–57) Methodenlehre, Poetik, Stoff- und Motivgeschichte im ersten Kapitel auf, um nach einem weiteren Kapitel Sprachgeschichte, Literaturgeschichte in Längsschnitten anzubieten (vgl. auch den Artikel *Fachgeschichte und Standortbestimmung*, S. 321ff.).

Weimar, der erste Autor einer Enzyklopädie der Literaturwissenschaft, stellt sich in seinem Versuch ausdrücklich in die Tradition der skizzierten Enzyklopädien. Er will den Umfang des Fachs auf systematische Weise abschreiten. Und zwar gliedert er die Fachstruktur nach *Literaturtheorie* (in der Bedeutung von Texttheorie und Gattungslehre), *Poetik* (Theorie der literarischen Produktion) und *Hermeneutik* (Methodenlehre). Er behauptet, diese Ordnung sei nichts anderes als die systemati-

sche und mit wissenschaftlichem Geist betriebene Entfaltung der natürlichen Lese-Struktur. »Da wir alle Leser sind, Leser von was auch immer, brauchen wir nur auf unser eigenes Lesen zu reflektieren, um die Gliederung der literaturwissenschaftlichen Tätigkeit und damit die Gliederung der Enzyklopädie zu finden« (S. 27). So einfach ist das.

Unser Lesen ist, so argumentiert Weimar, ein erworbenes automatisiertes Verhalten. Wir wählen mit Hilfe der erlernten Verhaltensmuster die richtige Einstellung gegenüber einem als Formtypus, Gattungsexemplar etc. sich ausweisenden Text. Z. B. lesen wir das Telefonbuch nicht als Theaterstück und die *Odyssee* nicht als Fahrplan für den Schiffsverkehr zwischen Kleinasien und den Ägäischen Inseln. Indem wir uns auf den Text als einen bestimmten geronnenen ›Sprechakt‹ einstellen, erfüllen wir etwas von dem, was der Autor »gemeint« hat. Nach der Identifizierung des Textes als intentionales Gebilde, nach der auf diese Weise vorbereiteten Einsicht in die ihm inhärente Poetik bzw. Literaturtheorie geht es um das Text-Verstehen. Verstehen im Sinne der Information-Erfassung sowie der Bedeutungsrealisation; z. B. verstehe ich, was die Namen in einem Theaterstück, was die Auftritte und Abgänge und die Argumente der Dialoge bis hin zu schwierigeren semantischen Zusammenhängen bedeuten, dies freilich erst nach erheblichen exegetischen Anstrengungen.

Weimar will im übrigen mit diesem Schema nicht suggerieren, daß die einzelnen Punkte desselben sukzessiv aufeinander folgende Schritte bezeichnen. Es ist die theoretische Analyse, die das, was im Vollzug eine Einheit bilden mag, in einzelne Phasen und Tätigkeitsfelder zerlegen möchte.

Gewiß ist es didaktisch sinnvoll, mit einer hypothetisch gesetzten Struktur des Lesens die Struktur des Faches zu verbinden; eine gute Gelegenheit, sich der Tatsache zu erinnern, daß die wissenschaftliche Arbeit das zu objektivieren, zu erklären, zu ordnen sucht, was in der Erfahrungswelt bereits gegeben ist. Auf der andern Seite arbeitet Weimar mit einem Trick. Denn die Einteilung der Literaturwissenschaft in Gegenstandstheorie, Produktionstheorie und Theorie der Rezeption bzw. des Verstehens folgt doch der historisch gewachsenen Gewaltenteilung dieser Disziplin und ist mitnichten eine Leistung des gewöhnlichen Bewußtseins, das sich nur auf das reflektierend zurückzubewegen hätte, was man immer schon tut – und, siehe da, es entspringt die Wissenschaft wie Athene dem Kopf Jupiters!

Weimars bisweilen abgründige Argumentation zeigt jedoch die Prämissen auf, von denen ihr Autor ausgeht – auch wenn er diese selbst nicht immer ausdrücklich äußert. Er spinnt die objektive Form der selbständigen Fachwissenschaft über Literatur aus dem Erkenntnis- sprich Lese-Subjekt heraus. Insofern folgt er jenen Erkenntnismodellen idealistischer Herkunft, die das Ich- und Selbstbewußtsein als die letzte und unteilbare Instanz eines jeden Handelns, auch des wissenschaftlichen, zugrunde legen.

Die Konzeption Weimars läßt das aus, was – wissenschaftsgeschichtlich gesehen – das Hauptmotiv der Disziplin bildete: die Literaturgeschichte. Diese fällt mit einer sekundären Interpretation zusammen, die der individuellen, im Zentrum der Fachencyklopädie stehenden Textauslegung nachfolgt (vgl. hingegen den Artikel *Literaturgeschichte/Literaturgeschichtsschreibung*, S. 200ff.). Das ist konsequent gedacht, soll die literarische Erfahrung als Konvergenzpunkt der wissenschaftlichen Arbeit aufrechterhalten werden. Doch liegt in dem mit dieser Wendung erhobenen Bildungsanspruch wissenschaftlicher Erkenntnis gerade die Verlegenheit der Fachwissenschaft, da sie als eine Form organisierter Forschung und Lehre der literarischen Erfahrung Grenzen setzen muß. In welches andere Extrem eine Übertreibung des Organisatorischen führen kann, läßt sich an einem Vorschlag aufzeigen, der gleichzeitig mit Weimars Vorlesungen erschienen ist und doch ganz andere ideologische Voraussetzungen hat.

Claus F. Köpfs Begründung der Literaturwissenschaft (1980) als systematische Disziplin geht ausdrücklich nicht von der literarischen Erfahrung und dem Subjekt dieser Erfahrung aus, sondern sucht die Integration in den doktrinären Rahmen der DDR-Politik. Ein normativer Gegenstandsbezug – Literatur als Funktion des revolutionären Geschichtsprozesses – verbietet jene Anerkennung anderer Weltansichten, die Weimar kultivieren möchte. Köpp übernimmt die in der offiziellen Sprachregelung der DDR-Kulturpolitik fixierte Ansicht vom gesetzmäßigen Geschichtsablauf und leitet daraus den Auftrag der Fachwissenschaft ab, im Sinne der übergeordneten Parteidirektiven zu forschen und zu erziehen. Diesen Prämissen entspricht der Vorschlag zu einer Organisationsstruktur, die lückenlos – 68 Gliederungspunkte zählt die Hierarchie der literaturwissenschaftlichen Systematik – jeden einzelnen Gegenstandsaspekt einem Spezialisierungsgrad der Forschung zuordnet. Die

Grobgliederung umfaßt 1. Metaliteraturwissenschaft (allgemeine Methodenlehre), 2. Poetologie, 3. Literaturgeschichtslehre, 4. Literaturkritiklehre, 5. Editionslehre, 6. Literaturwissenschaftliche Unterrichtslehre (S. 140ff.). Wenn Köpp deduktiv vorgeht, so ist auch das konsequent gedacht, da er eine wissenschaftstheoretische Begründung des Faches präntendiert.

Will das eine Modell auf das wissenschaftliche Begreifen literarischer Erfahrung hinaus, so sucht das andere die systematische (wohl auch politische) Disziplin zu heben. Sehen wir von den ideologischen Voraussetzungen und Implikationen beider einmal ab, so lassen sich ihre Grundzüge durchaus als exemplarische Ausprägungen gegenwärtiger Tendenzen betrachten. Im Erfahrungsmodell fallen die Grundbegriffe der Reflexion und der Enzyklopädie ins Gewicht, die nicht nur an Traditionen der Wissenschaftsphilosophie, sondern auch an die Überzeugung erinnern, daß Wissenschaft über die Bildung des einzelnen praktische Folgen zu zeitigen vermag. Bildung ist hier nicht mit der Information und damit gekoppelten Indoktrination zu wechseln, die das Disziplinmodell zu seinen Grundbegriffen zählt. Man ist versucht, mit polemischer Wendung gegen dieses Modell auf Schellings Bestimmung wissenschaftlicher Bildung zurückzugreifen: »nicht als ein Sklave, sondern als ein Freier und im Geiste des Ganzen zu denken« (1927, S. 235).

3. Topik: die bewegliche Ordnung handlungsorientierender Fragen

Nehmen wir diese Versuchung zum Anlaß, über mögliche Bildungsformen im Netz der literaturwissenschaftlichen Fachstruktur nachzudenken, so zeigt sich ein Dilemma. Zwar gilt Objektivität in den interpretierenden Disziplinen nicht als ein den Fakten (Texten) Anhängendes, sondern als Regulativ der *Verständigung*; zwar richtet sich die so geregelte Verständigung nicht auf den bloßen Gegenstand, sondern auf bestimmte *Gegenstandserfahrung* – alles Begriffe aus dem Umfeld der Bildung. Aber sowohl wissenschaftsexterne Forderungen an die Ausbildung als auch immanente,

vom Strukturwandel der Wissenschaften ausgehende Nötigungen scheinen die Fachdisziplin eher noch weiter vom Ziel einer durch unabhängiges Denken ausgezeichneten Bildung zu entfernen. Jene Disziplinmodelle, die durch einseitige Orientierung an empirisch-analytischen Wissenschaften Wertungs- und Geltungsfragen auszuklammern suchen, vergrößern diese Entfernung noch, da sie die Vielfalt literarischer Erfahrungen durch unangemessene Systematisierungseingriffe unter Zwang zu stellen suchen.

Doch auch die Erfahrungsmodelle drohen die Fachwissenschaft um manche unentbehrliche Dimension zu verkürzen, wenn sie den Erfahrungsbegriff zu eng fassen. Theoretische und praktische Erfahrungen müssen sich in den interpretierenden Disziplinen aufeinander beziehen lassen. Neigt die Theorie zum Reduktionismus, so sollte die Sprengkraft der praktischen Erfahrung, wird sie nicht durch scheinwissenschaftliche Manipulationen geknebelt, an ihr zum Meister werden. Der Ruf nach mehr und härterer Theorie ist ebenso abstrakt wie der Traum vom unmittelbaren Sein zur Sache. Keine Reflexion, keine Interpretation gibt die Sache selbst wieder. Ja es ist eine legitime Forderung an die Literaturwissenschaft, daß sie den Widerstand, den ihr Gegenstand in seinen avanciertesten Produkten der begrifflichen Bestimmung entgegenbringt, nicht weginterpretiert, sondern anerkennt und zu begreifen sucht. Allein in dieser gespannten Einstellung zum Gegenstand zeigt sich der ganze Unterschied zu den empirisch-analytischen Methoden benachbarter Disziplinen, zumal der Sozialwissenschaften. Mißt sich deren Rationalität an der Genauigkeit und Konsistenz, mit der sie ihre Gegenstände bestimmen, so liegt das Erfolgskriterium der literaturwissenschaftlichen Erkenntnis doch immer in der gelungenen Explikation des mit sprachlichen Benennungen bereits identischen Gegenstands.

Die Fachsprache und die in sie eingelassene Fachstruktur modelliert hier das Objekt in weitaus geringerem Maß als es emphatisch propagierte Disziplinmodelle wahrhaben möchten. Formalisierungen im strengen Sinn, die um einer vermeintlichen Steigerung der Wissenschaftlichkeit willen in die Interpretationssprache eingeführt werden (vgl. G. Pasternack, 1979), bringen nichts zutage, was sich nicht in konventionellen Termini sagen läßt und erschweren, da sie stets in bekannte Beschreibungsbegriffe rückübersetzt werden müssen, unnötigerweise die Kommunikation.

Auf die Resistenz der ästhetischen Texte gegen fachsprachliche Bestimmungen und abschließende Deutungsphrasen hat die Literaturwissenschaft in ihrer bisherigen Geschichte – wenn sie nicht dogmatisch auftrumpfte – mit Nachgiebigkeit und Revisionsbereitschaft geantwortet. Die in ihr auszutragenden ideologischen Richtungskämpfe haben nicht unmittelbar etwas mit den Gegenständen zu tun. Vielmehr bezeichnen sie die Offenheit gegenüber jenem soziokulturellen Interessenwandel, der zum genuinen Motivbestand der Entstehungsgeschichte aller kulturwissenschaftlichen Disziplinen gehört (E. Rothacker, 1948, S. 26ff.). Wo sie die Gestalt von »Methodenkämpfen« annehmen, formen sie freilich am Verständnis des Publikums für das, was unter den Begriff der literarischen bzw. ästhetischen Erfahrung fällt. Es gilt, diese kulturellen Funktionen nicht zu verleugnen, sondern zu akzeptieren und in den Diskurs der Fachwissenschaft aufzunehmen. Eine Forderung, die gegen den Methodenmonismus wissenschaftlicher Disziplinmodelle gerichtet ist, ohne daß deren Bedeutung für spezifische Fragestellungen in Abrede gestellt werden soll. Das Modell einer *empirischen Lesersozio*logie (vgl. z. B. *Empirische Literaturwissenschaft*) gefährdet nicht ernsthaft die Fachdisziplin, da es außerhalb der Grenzen kunstwissenschaftlicher Forschungen angesiedelt ist und deren Ziele – Fortschreibung des literaturkritischen Diskurses und ästhetischer Bildung – gar nicht wahrnehmen kann.

Welche Folgerungen lassen sich aus dem Gesagten für die Struktur der Literaturwissenschaft ziehen? Unsere Antwort möchte, indem sie resümiert, einige Leitlinien skizzieren:

1. Die Ablehnung des methodischen Monismus bedeutet keine Anerkennung methodischer Willkür. Im Gegenteil: der Begriff des Methodischen soll eine Form der wissenschaftlichen Argumentation bezeichnen, die nach einsehbaren Regeln (Konventionen) verläuft und gegenstandserschließende Kraft besitzt.

2. Die Anerkennung von (literarischer/ästhetischer) Erfahrung als Movens wissenschaftlicher Fragestellungen muß sich im Theorieverständnis der Disziplin niederschlagen. Theorienkonstitutiv sind daher nicht primär die Kriterien der Widerspruchsfreiheit, der Subjekt-Objekt-Trennung und der terminologischen Reinheit. Die Literaturwissenschaft arbeitet in der Regel mit offenen und verbesserungsbedürftigen Theorien von begrenzt-

ter Reichweite, auf die das Kriterium *sinnvoll* immer dann zutreffen mag, wenn es ihnen gelingt, die zugrunde liegende Frageabsicht überzeugend zu begründen und durch gelungene Anwendung auf den jeweils gewählten Gegenstand zu legitimieren.

3. Eine *szientifische Literaturwissenschaft* kann es nur um den Preis des Verlusts jener kommunikativen Offenheit geben, die den Lebensnerv aller *Verständigungswissenschaften* (K.-O. Apel, 1965) bildet. Dieser Verlust käme einer Aufgabe der kulturellen Funktionen gleich, die Literaturwissenschaft auch heute erfüllt, wenn es ihr gelingt, solche Vermittlungen zwischen Überlieferung und Gegenwart, zwischen ästhetischem Gebilde und Leser herzustellen, die zum Erkennen und Begreifen literarischer Erfahrungen beitragen. Von daher fällt auch Licht auf das Scheitern der in der Fachgeschichte verbuchten Systematisierungsversuche. Unterm Zwang positivistischer oder empirisch-analytischer Disziplinmodelle richten sie Mauern zwischen den Kunstgattungen auf und ziehen Gräben zwischen den Arbeitsfeldern der Teildisziplinen. Die Praxis der Textauslegung setzt sich über solche Trennungen jedoch hinweg, indem sie z. B. zwischen Textbeschreibung, genetisch-historischer Betrachtung, Komparatistik und Sinndeutung hin und her geht. »Anything goes!« (P. Feyerabend, 1976) wäre daher nicht die schlechteste kunstwissenschaftliche Maxime.

4. Wenn hier der kunstwissenschaftliche Aspekt der Fachdisziplin betont wird, so hat das seinen Grund in der Beobachtung, daß diese ihre ureigensten Funktionen nur bewahren kann, wenn sie der Auflösung in Kulturgeschichte, Sozialforschung, Psychoanalyse und Ideologieproduktion widersteht. Das Ureigenste aber hängt doch an nichts anderem als an der mit der Prädikation »ästhetisch« (auch »literarisch«) meist zitierten Eigenschaft des Gegenstandes. Gewiß gehören philologische und historische Forschungen zu den wesentlichen Ingredienzien der Disziplin, doch sind diese, wie der Blick in die Fachgeschichte gezeigt hat, gerade nicht die Arbeitsfelder, auf die sich die Begründung einer selbständigen Literaturwissenschaft berufen kann. Beim gegenwärtigen Stand der Dinge läßt sich kaum bestreiten, daß der kunstwissenschaftliche Aspekt Zukunft hat, da die Fachtopographie erst am Anfang tiefergehender Explorations in *aestheticis* steht (vgl. die Forschungen und Forderungen von H. R. Jauß, 1977, K. H.

Bohrer, 1981 und den Artikel *Ästhetische Erfahrung* im vorliegenden Buch).

Diese Punkte bezeichnen Leitlinien für eine relativ offene und bewegliche Struktur der Fachwissenschaft. Unsere Konzeption will dem Rechnung tragen. Äußerlich gesehen hat sie, um eine Spielzeugmetapher zu gebrauchen, die Form eines Baukastens. Das entspricht grosso modo wohl der Forschungspraxis, die, wenn sie Textauslegungen zu ihrem Hauptgeschäft macht, einen Weg durch verschiedene Arbeitsfelder der Disziplin sucht, oder – um im Bild zu bleiben – die zur jeweiligen Fragestellung passenden Bausteine zusammenträgt. Wenn wir diese so programmatisch erklärte Ordnung nach Art einer *Topik* gliedern, so hat das einen konzeptionellen Grund.

Als altes dialektisches Lehrstück beschäftigt die *Topik* sich mit der Form des Streitgesprächs und mit dem Überzeugen durch Argumente. Sie hat den Vorteil, daß sie Systematisierungsabsicht und Überzeugungswillen des Sprechers in zwangloser Weise verbindet. So ebnet sie den Weg zur Fülle möglicher sachbezogener Argumente, indem sie im Rahmen der gegebenen Fachwissenschaft die gegenstandsangemessenen Fragen und die in der Forschung als zweckmäßig erachteten Gesichtspunkte formuliert und in Ordnung bringt. Im Gebrauch dieser Ordnung läßt sie dem Fachwissenschaftler jedoch mehr Freiheit als ein systematisches Lehrgebäude, ja sie fordert ausdrücklich kontroverse Diskussionen, denen sie freilich weniger die inhaltlichen Argumente als eine praktikable Argumentationsheuristik bieten möchte (vgl. auch D. Harth, 1973, S. 136ff.). Im Unterschied zu der von Droysen vorgeschlagenen Beschränkung auf wissenschaftliche Darstellungsformen bezeichnet *Topik* in unserem Konzept eine Form der kommunikativen Vermittlung zwischen systematischen, methodologischen und darstellenden Teilen der Disziplin, denn die einzelnen Topoi beziehen sich auf Teiltheorien der Literaturwissenschaft, ohne das Ganze auf Kosten der Applikation als System konstruieren zu müssen. Die topische Gliederung der Disziplin wird, so scheint uns, dem Stand der Spezialisierung und Arbeitsteilung eher gerecht als eine Ausrichtung an historisch überfälligen Strukturen der Enzyklopädie oder Philologie (vgl. auch C. Wiedemann, 1981). Als Anleitungen zu forschungsbezogenen Fragestellungen formulieren Artikel wie beispielsweise *Textauslegung*, *Literarische Kritik* oder *Literatursoziologie/Textsoziologie*

keine nachahmungswürdigen Rezepte, sondern stellen ihre spezifischen Gegenstandsaspekte dar, üben Kritik, entwickeln Probleme, skizzieren Lösungen und wollen ihrerseits kritisiert und verbessert werden.

In diesem Sinne verstehen sich die folgenden Artikel als Teil des fachwissenschaftlichen Grundlagengesprächs und der literaturwissenschaftlichen Methodenlehre. Ihre Orientierung an allgemeinen, das sind ja die grundlegenden Fragestellungen, rechtfertigt das ihnen eigene theoretische Gewicht. Es dürfte indessen nicht schwer fallen, die Funktionen der theoretischen Vorschläge für die praktische Arbeit zu prüfen, da die meisten Artikel ihre begrifflichen Konstruktionen am literarischen Fall erproben. Bleibt zu hoffen, daß sich der Argumentationsfundus des Buches auch vor den Lesern bewähren wird, indem diese sich von ihm überreden lassen, eingefahrene Gleise zu revidieren, wenn nicht zu verlassen. Denn »Methodenlehren sind immer schon etwas relativ Philosophisches, der Fortschritt der Wissenschaft aber vollzieht sich erst in den Werken, in denen diese Methoden sich als produktiv erweisen« (E. Rothacker, 1948, S. 35).

K.-O. Apel, Die Entfaltung der »sprachanalytischen« Philosophie und das Problem der »Geisteswissenschaften«, in: *Philos. Jb.*, 72. Jg., 1965, S. 239–89 – Ph. A. Boeckh, Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, Hg. v. E. Bratuscheck, 1877, Leipzig/Darmstadt 1966 – K. H. Bohrer, Plötzlichkeit. Zum Augenblick des ästhetischen Scheins, Frankfurt 1981 – J. G. Droysen, Historik, hg. v. P. Leyh, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977 – M. Ende, Die unendliche Geschichte, Stuttgart 1979 – P. Feyerabend, Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie, Frankfurt 1976 – G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, Leipzig 1835–1842 – D. Harth, Annäherung an Grundbegriffe, in: Ders. (Hg.), Propädeutik der Literaturwissenschaft, München 1973, S. 136–173 – F. W. Hegel, Phänomenologie des Geistes [1807], Hamburg 1952 – Ders., Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse [1817], Frankfurt 1970 – H. R. Jauf, Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik I, München 1977 – C. F. Köpp, Literaturwissenschaft, Literaturwissenschaftstheorie, Forschungssystematik und Fachsprache, Berlin (Ost) 1980 – G. Pasternack, Theoriebildung in der Literaturwissenschaft, München 1975 – Ders., Interpretation, München 1979 – E. Rothacker, Logik und Systematik der Geisteswissenschaften, Bonn 1948 – F. W. Schelling, Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, in: Ders., Werke, hg. v. M. Schröter, Bd. III, München 1927 – W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, Berlin 1883 – K. Weimar, Enzyklopädie der Literaturwissenschaft, München 1980 – C. Wiedemann, Topik als Vorschule der Interpretation. Überlegungen zur Funktion von Topos-Katalogen, in: D. Breuer/H. Schanze (Hg.), Topik. Beiträge zur interdisziplinären Diskussion, München 1981, S. 233–255.